

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 14 (1938)

Heft: 42

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]

Autor: Zweig, Stefan

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Griff des Sturmes

Ein Hurrikan raste über die Ostküste der Vereinigten Staaten. So sah es auf der Strandstraße in der Sommerkolonie von Long Island bei New York nach dem Sturm aus. Un effroyable «Hurricane» a dévasté les côtes est des Etats-Unis. Voici l'état de la plage de Long Island près New-York après la tourmente.



Aus dem Militär entlassen

Frankreich entlässt die Truppenteile wieder, die es während der gespannten politischen Lage einberufen hatte. Zu den Entlassenen gehören diese zwei Mönche, die aus der Kaserne Dijon in die Abtei von Cîteaux zurückkehren.

La France démobilise. Les moines et pères de l'abbaye de Cîteaux appellés sous l'uniforme pendant la grande semaine de tension internationale quittent la caserne de Dijon pour regagner leur abbaye. Fait curieux, cette caserne était il y a cent ans un couvent de capucins.



Großer «Derby-Tag» in Indien

Indische Teilnehmer bei dem alljährlichen großen Pferderennen von Landi Kotal, einem Ort am bekannten Khyberpaf im nordwestlichen Vorderindien. Das Rennen wird in der Hauptsache von Europäern betrieben. Nur wenige Eingeborene nehmen daran teil, um so mehr aber erwecken gerade sie das größte Interesse.

Cavaliers bindous, photographiés au jour du «Derby des Indes». Les courses, qui se déroulent chaque année à Landi Kotal, sont en grande partie réservées aux européens, mais des indigènes y participent également.

«Die Fahrt ins andere Land» im Basler Stadttheater

Albert Steffens neuestes Stück «Die Fahrt ins andere Land» wurde kürzlich unter der Spielleitung von Gustav Hartung in Basel uraufgeführt. Bild aus der siebten Szene: Die Tochter des Ägyptologen Prof. Fisher (Rita Liechti) und ihr Mann (Wilfried Scheitlin) auf dem Vorderdeck der «Titanic», neben dem Sarg der Mumie, die der Vater ausgraben ließ und nach Amerika hinüberbringen will.

Première à Bâle. Mis en scène par Gustav Hartung, «Le voyage dans un autre monde», d'Albert Steffen, vient d'être créé au Théâtre municipal de Bâle. Dans un tableau de cette pièce, voici sur la place avant du «Titanic», la fille de l'gyptologue Fisher (Rita Liechti) et son mari (Wilfried Scheitlin).

Photo Jenny

«Der kleine Sündenfall» im Zürcher Schauspielhaus

Das Zürcher Schauspielhaus brachte unter der Spielleitung von Leonard Steckel ein neues Stück des Schweizer Dramatikers Cäsar von Arx: «Der kleine Sündenfalls» zur Uraufführung. Bild aus dem ersten Akt: Die Dirne Irmeltraut (Gertrud Schwabe) tanzt vor dem jungen Räuber Uli Schächer (Wolfgang Langhoff).

Première à Zurich. Mis en scène par Leonard Steckel, le «Schauspielhaus» vient de créer «Le petit péché» de César von Arx. On voit ici, dans une scène du 1er acte: La courtisane Irmeltraut (Gertrud Schwabe) dansant devant le jeune voleur Uli Schächer (Wolfgang Langhoff).

Photo Prisma



Brig ehrt seinen «Dr. Goudron»

Im Oberwalliser Städtchen Brig fand am vergangenen Sonntag die feierliche Übergabe der Ehrenbürgerurkunde an Dr. Ernest Guglielminetti statt, den bekannten, seit 50 Jahren im Ausland tätigen Arzt. Bei Versuchen zur Bekämpfung der Staubplage erstand er vor 30 Jahren die Strafenteuerung, die ihm den Namen «Dr. Teers» eintrug. Dr. Guglielminetti ist der zweite Ehrenbürger von Brig. Der erste ist Prof. Wehle, der über 50 Jahre das Schulwesen von Brig betreute. Bild: Der Gefeierlte bei der Ehrenmahlzeit im Hause des historischen Stockalperpalastes.

Le Dr Ernest Guglielminetti — plus connu sous son surnom de «Dr Goudron» que lui valut son invention — a été reçu bourgeois d'honneur de Brigue. A cette occasion, la Municipalité lui a offert une fête dans le cadre du célèbre Palais Stockalper.

Photo press



In Rauch aufgegangen

ist am 5. Oktober auf der Strecke zwischen Döttingen und der Station Siggenthal-Würenlingen dieser mit Isolermaterial beladene Schaffhauser Lastwagen. Dem Wagenführer geschah nichts, und der Anhänger konnte rechtzeitig weggestellt werden.

«Au feu». Un camion chargé de matériel isolant prend feu sur la route de Döttingen à la gare de Siggenthal-Würenlingen (Argovie). Tout se borne heureusement à des dégâts matériels. Le chauffeur et son aide purent se sauver à temps.

Photo Bischof

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

1. Fortsetzung

So kam es und nur so, daß ich in den nächsten Wochen die Spätnachmittage und meist auch die Abende bei den Kekesfalvas verbrachte; bald wurden diese freundschaftlichen Plauderstunden schon Gewöhnung und eine nicht ungefährliche Verwöhnung dazu. Aber welche Verlockung auch für einen seit den Knabenjahren von einer Militäranstalt in die andere herumgestoßenen jungen Menschen, unverhofft ein Zuhause zu finden, eine Heimat des Herzens statt kalter Kasernenträume und rauchiger Kameradschaftsstuben! Wenn ich nach erledigtem Dienst, halb fünf oder fünf, hinauswandernte, schlug meine Hand noch nicht recht auf den Klopfen, und schon riß der Diener freudig die Türe auf, als hätte er durch ein magisches Luckloch mein Kommen beobachtet. Alles deutete mir lieblovlich-sichtbar an, wie selbstverständlich man mich als zur Familie gehörig rechnete; jeder meiner kleinen Schwächen und Vorlieben war vertraulicher Vorschub geleistet. Von Zigaretten lag gerade meine Lieblingssorte bereit, jenes Buch, von dem ich das letzte Mal zufällig erwähnt hatte, ich würde es gerne einmal lesen, fand sich wie durch Zufall neu und doch schon vorsorglich aufgeschritten auf dem kleinen Taburett, ein bestimmter Fauteuil gegenüber Ediths Chaiselongue galt unumstößlich als «meine» Platte — Kleinigkeiten, Nichtigkeiten dies alles, gewiß, aber doch solche, die einen fremden Raum unmerklich mit Heimlichkeit durchwärmen und den Sinn unbewußt erheitern und erleichtern.

Aber noch ein Anderes, viel Geheimnisvolleres hatte unbewußt Anteil daran, daß mich das tägliche Beisammensein mit den beiden Mädchen so sehr beschwinge. Seit meiner frühzeitigen Auslieferung an die Militäranstalt, seit zehn, seit fünfzehn Jahren also, lebte ich unausgesetzt in männlicher, in männlicher Umgebung. Von morgens bis nachts, von nachts bis früh, im Schlafraum der Militärakademie, in den Zelten der Manöver, in den Stuben, bei Tisch und unterwegs, in der Reitschule und im Lehrzimmer, immer und immer atmete ich im Luftraum nur Dunst des Männlichen um mich, erst Knaben, dann erwachsene Burschen, aber immer Männer, Männer, schon gewöhnt an ihre energischen Gebärden, ihren festen, lauten Gang, ihre gutturalen Stimmen, ihren knastriegen Geruch, ihre Ungeniertheit und manchmal sogar Ordinartheit. Gewiß, ich hatte die meisten meiner Kameraden herzlich gern und durfte wahrhaftig nicht klagen, daß sie es nicht ebenso herzlich meinten. Aber eine letzte Be- schwingtheit fehlte dieser Atmosphäre, sie enthielt gleichsam nicht genug Ozon, nicht genug spannende, prickelnde, elektrisierende Kräfte. Und wie unsere prächtige Militärkapelle trotz ihres vorbildlich rhythmisches Schwungs doch immer nur kalte Blechmusik bleibt, also hart, körnig und einzig auf Takt eingestellt, weil ihr der zärtlich-sinnliche Streicherthon der Violinen fehlt, so entbehrt selbst die famosesten Stunden unserer Kamaraderie jenes sordinierenden Fluidums, das immer nur die Gegenwart oder bloße Nähe von Frauen jeder Geselligkeit unsichtbar beimischt.

Und nun hatte sich plötzlich dies uneingestandene knabenhafte Verlangen, eine Freundschaft statt mit bärigen, männischen, ungehobelten Kameraden einmal mit jungen Frauen zu erleben, auf die vollkommenste Weise erfüllt. Jeden Nachmittag saß ich, Hahn im Korbe, zwischen den beiden Mädchen; das Helle, das Weibliche ihrer Stimmen tat mir (ich kann es nicht anders ausdrücken) geradezu körperlich wohl, und mit einem kaum zu beschreibenden Glückgefühl genoß ich zum erstenmal mein eigenes Nichtscheusein mit jungen

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Die Geschichte des Kavallerieleutnants Anton Hofmiller — Stefan Zweig läßt ihn seine Erlebnisse in Ichform erzählen — beginnt Mitte Mai 1914 in einem österreichischen Garnisonsstädtchen, wo die lebenslustigen Offiziere jede Abwechslung in ewigen Einterl der Dienststage hochwillkommen heiseln. Für den jungen Leutnant Hofmiller bedeutete es darum ein besonderes Vergnügen, daß er durch die Vermittlung des Herrn Apothekers im Schloss des Herrn von Kekesfalva zu einer «Gesellschaft» eingeladen wird. Einer dienstlichen Verrichtung wegen kommt er etwas zu spät, die Herrschaften sitzen bereits bei Tisch. Der gute Wein und die rassige Tanzmusik machen den jungen Menschen übermütig und glücklich. Plötzlich fällt ihm ein, daß da irgendwo noch eine Tochter des Hauses vorhanden sein muß, die zum Tanze aufzufordern er versäumt hat. Er sieht in einer Boudoircke ein junges Ding sitzen, in dem er Fräulein Kekesfalva zu erkennen glaubt, fordert es artig zum Tanze auf — und schon ist die Katastrophe da. Das junge Geschöpf verfällt einem Weinkrampf und Hofmiller wird von Ilona, der Nichte Kekesfalvas, aufgeklärt, daß die 17jährige Edith den Bogen gelöst sei. Im Gefühl, eine unselige Tölpel sei zu haben, verläßt er fluchtartig das Haus. Die Sachen sind aufgeräumt worden. Ein schönes Blumen und eine prächtige Einladung von Edith von Kekesfalva, der er sofort Folge leistet. Die Gefilte und ihre Cousine Ilona empfangen ihn liebenswürdig, verschaffen seine Befangenheit, und als Herr von Kekesfalva sich zu ihnen gesellt, findet er die drei jungen Menschen im schönsten und fröhlichsten Einvernehmen. Ein Mifton entsteht nur durch den Aufbruch Ediths, die sich weigert, getragen zu werden, und mußtans an ihren Kücken das Zimmer verläßt. Nach ihrem Weggang erzählt ihr Vater dem jungen Leutnant, was für ein Wildfang das Kind früher gewesen sei, bevor es von dieser rätselhaften Lähmung heimgesucht wurde. Der Abschied ist herzlich, ein festlicher Kontakt mit dem Hause Kekesfalva ist geschaffen, die Besuchte wiederholen sich und Anton Hofmiller nimmt sich ein neues Leben vor, begeistert von der Einsicht, andere Menschen nützlich zu sein und der gelähmten Edith ein bisschen Frohmut bringen zu dürfen.

Mädchen. Völlig fehlte unsern ausdauernden Plauderstunden alles Schwülste, das sonst ein Tête à Tête im Halbdunkel so gefährlich macht. Zuerst freilich — ich gestehe es willig ein — hatten die küßlich vollen Lippen, die fülligen Arme Ilonas, die magyarische Sinnlichkeit, die sich in ihren weichen, schwungenden Bewegungen verriet, mich jungen Menschen auf die angenehmste Art irritiert. Ich mußte einigmal meine Hände in straffer Dressur halten gegen das Verlangen, einmal dies warme, weiche Ding mit den schwarzen, lachenden Augen an mich heranzureißen und ausgiebigst abzuküssen. Aber erstlich vertraute mir Ilona gleich in den Anfangsstagen unserer Bekanntschaft an, daß sie seit zwei Jahren einem Notariatskandidaten in Beckeser verlobt sei und nur die Wiederherstellung oder Beserung im Befinden Ediths abwarte, um ihn zu heiraten — ich erriet, daß Kekesfalva der armen Verwandten eine Mitgift zugesagt hatte, falls sie bishin ausharre. Und überdies, welcher Roheit, welcher Perfide hätten wir uns schuldig gemacht, im Rücken dieser rührenden, ohnmächtig an den Rollstuhl gefesselten Gefährtin kleine Küßlichkeiten oder Handgreiflichkeiten ohne rechte Verliebtheit zu versuchen. Sehr rasch also versickerter der anfängliche sinnlich flirrende Reiz, und was ich an Zuneigung zu empfinden imstande war, wandte sich auf immer innigere Weise der Hilflosen, der Zurückgesetzten zu, denn zwanghaft bindet sich in der geheimnisvollen Chemie der Gefühle Mitleid für einen Kranken unmerklich mit Zärtlichkeit.

Unbekannte und zartere Zonen des Gefühls — aber freilich gefährlicher auch! Unablässig mußte man auf der Hut sein, nicht die kaum merkliche Grenze zu überschreiten, wo Anteilnahme, statt zu beschwichtigen, die leicht Verwundbare noch mehr verletzt; einerseits verlangte sie, verwöhnt wie sie war, daß alles sie bediente wie eine Prinzessin und verhätschelte wie ein Kind, aber schon im nächsten Augenblick konnte diese

Rücksicht sie erbittern, weil sie die eigene Hilflosigkeit ihr deutlicher zum Bewußtsein brachte. Weil der einzige, dem ihr Leiden noch eine immer erneute Erschütterung war, wurde ich der einzige, vor dem sie sich ihrer Maßlosigkeit schämte. Ich brauchte nur, wenn sie unbeherrscht ausfuhr, ein kleines mahnendes Wort wie «Aber liebes Fräulein Edith» zu sagen, und schon duckte sich gehorsam der graue Blick. Sie errötete, und man sah, am liebsten wäre sie, wenn ihre Füße sie nicht gefesselt hätten, vor sich selber geflüchtet. Und nie konnte ich von ihr Abschied nehmen, ohne daß sie mit einer gewissen flehenden Art, die mir durch und durch ging, gesagt hätte: «Aber Sie kommen doch morgen wieder? Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse wegen all der Dummmheiten, die ich heute gesagt habe?» In solchen Minuten fühlte ich eine Art rätselhaften Staubens, daß ich, der ich doch nichts gegeben hatte als mein ehrlisches Mitleid, soviel Macht besaß über andere Menschen.

Nun, aus derart romantischen Gefühlen wurde ich bald erweckt und zwar auf die allergründlichste Art. Das kam so. Wir hatten an jenem Nachmittag Domino gespielt, dann lange geplaudert und so angezeigt die Zeit verbracht, daß wir alle nicht bemerkten, wie spät es geworden war. Endlich, um halb zwölf, blickte ich erschrocken auf die Uhr und empfahl mich hastig. Aber indes mich der Vater hinaus in die Halle begleitet, hörten wir von draußen ein Summen und Brummen wie von hunderttausend Hummeln. Ein veritablet Wolkenbruch trommelt auf das Vordach. «Das Auto bringt Sie hinein», beruhigt mich Kekesfalva. Ich protestiere, das sei keineswegs nötig; der Gedanke ist mir wirklich peinlich, der Chauffeur solle einzig um meinest willen jetzt um halb zwölf sich noch einmal anzischen und den schon abgestellten Wagen aus der Garage herausholen (alles dieses Nachfühlen und Rücksichtnehmen auf fremde Existzen ist völlig neu bei mir, ich habe es erst in diesen Wochen gelernt). Aber schließlich liegt doch gute Verlockung darin, in einem weichen, gut gefederten Coupé bei solchen Hundewetter bequem heimzusausen, statt eine halbe Stunde lang triefen mit dünnen Lackstiefeletten durch die aufgeschlammte Chaussee zu stampfen: so gebe ich nach.

Wunderbar bequem und behaglich fährt sich's in dem lautlos gleitenden Wagen. Aber doch, wie wir jetzt — zauberhaft schnell ist das gegangen — auf die Kaserne zusteuern, klopft ich gegen die Scheibe und ersuche den Chauffeur, er möge schon auf dem Rathausplatz anhalten. Denn lieber nicht in Kekesfalvas eleganter Coupé bei der Kaserne vorfahren! Ich weiß, es macht sich nicht gut, wenn ein kleiner Leutnant wie ein Erzherzog in fabelhaftem Auto worknattiert und sich von einem lirvierten Chauffeur heraushelfen läßt. Derlei Protzereien sehen bei uns die goldenen Krägen nicht gern, außerdem rät mir längst ein Instinkt, meine beiden Welten möglichst wenig zu vermengen, den Luxus des Draußen, wo ich ein freier Mann bin, unabhängig, verwöhnt, und die andere, die Dienstwelt, in der ich mich ducken muß, ein armer Schlucker, den es glücklich macht, wenn der Monat nur dreißig Tage hat statt einunddreißig.

Der Chauffeur hält gehorsam am Rathausplatz, zwei Straßen von der Kaserne. Ich steige aus, schlage den Kragen hoch und will rasch den weiten Platz überqueren. Aber gerade in diesem Augenblick strubelt das Unwetter mit verdoppelter Wucht los, mit nassem Hieb schlägt der Wind mir gradaus ins Gesicht. Zum Kaffehaus sind es nur sechs Häuser, und siehe da,

(Fortsetzung Seite 1280)

hinter den schwimmenden Scheiben glänzt schummrig das Gaslicht. Vielleicht hocken die Kameraden noch am Stammtisch; famose Gelegenheit das, allerhand gutzumachen, denn es gehörte sich längst, daß ich mich wieder einmal zeige. Nur im Spielzimmer rückwärts sehe ich noch Licht und einen Schimmer von blanken Uniformknöpfen; wahrhaftig, da sitzen sie noch, die ewigen Tarockkumpane, Jozsi, der Oberleutnant, Ferencz, der Leutnant, und der Regimentsarzt Goldbaum. Anscheinend haben sie ihre Partie längst ausgespielt und lehnen nur noch lustig herum in jener mir wohlbekannten Kaffeehausaufheit, die sich vor dem Aufstehen fürchtet; so wird's ein rechtes Gottesgeschenk für sie, daß mein Erscheinen ihr langweiliges Dösen unterbricht.

«Hallo, der Toni», alarmiert der Ferencz die andern, und «Welch' ein Glanz in unserer niedern Hütte», deklamiert der Regimentsarzt, der, wie wir zu spotten pflegen, an chronischer Zitatendärrhöe leidet. Sechs schlafende Augen blinzeln und lachen mir entgegen. «Servus! Servus!»

Ihre Freude freut mich. Sind doch wirklich brave Burschen, denke ich mir. Haben's mir gar nicht übernommen, daß ich die ganze Zeit über ohne Entschuldigung und Erklärung ausgespacht bin.

«Einen Schwarzen», bestelle ich bei dem schlafenden heranschlurfenden Kellner und rücke mir den Sessel zurecht mit dem unausweichlichen «No, was gib's denn Neues?», das bei uns jedes Zusammensein eröffnet.

Ferencz schiebt sein breites Gesicht noch mehr in die Breite, die blinzenden Augen verschwinden beinahe in den rothlichen Apfelfacken; langsam, teigig geht ihm der Mund auf.

«Also das Allerneueste wär'», schmunzelt er behäbig, «daß euer Wohlgeborenen die Gnad' haben, wieder einmal bei uns in unserm bescheidenen Czoch zu erscheinen.»

Und der Regimentsarzt lehnt sich zurück und beginnt mit Kainzens Tonfall: «Mahadöh, der Gott der Erde — stieg herab zum letztemal — daß er ihresgleichen werde — mitzuführen Lust und Qual.»

Alle drei schauen mich amüsiert an, und sofort überkommt mich ein saures Gefühl. Am besten, denke ich mir, jetzt rasch selber loslegen, ehe sie anfangen zu fragen, warum ich alle die Tage ausgeblieben bin und woher ich heut' komme. Aber ehe ich einhaken kann, hat schon der Ferencz merkwürdig gezwinkert und den Jozsi angestochen.

«Da schau her», deutet er unter den Tisch. «No, was sagst? Lackstifletten trägt er bei dem Sauerwetter und die noble Montur! Ja, der versteht's, der Toni, der hat

sich gut ins Warme gesetzt! Soll ja fabelhaft draußen zugehen bei dem alten Manichaer! Fünf Gänge jeden Abend, hat der Apotheker erzählt, Kaviar und Kapuane, echten Bols und pikefine Zigaretten — anders als unser Saufraß im «Roten Löwen»! Ja, den Toni, den ham wir alle unterschätzt, der hat's faustdick hinter den Ohren.»

Sie lachen und schmatzen alle drei. Aber mir steigt plötzlich das Blut vom Kragen her bis an die Ohren hoch. Denn, Teufel, woran kann der verdammte Jozsi erraten haben, daß mir wirklich Kekesfalva zum Abschied im Vorzimmer — er tut das immer — eine seiner feinen Zigaretten zugesteckt hat? Steht sie mir am Ende zwischen den beiden Brustknöpfen beim Rock heraus? Wenn die Burschen nur nicht merken! In meiner Verlegenheit zwinge ich mich zu einem Lachen:

«Natürlich — eine Upmann! Billiger gibst du's nicht! Ich glaub', eine Zigarette dritte Sorte wird's dir auch tun», und halte ihm offen die Tabatiere hin. Doch im selben Augenblick zuckt mir schon die Hand. Denn vor gestern war mein fünfundzwanzigster Geburtstag gewesen, irgendwie hatten die beiden Mädel das herauspekuliert, und bei dem Abendessen, als ich von meinem Teller die Serviette aufhob, spürte ich etwas Schweres darin eingefüllt: eine Zigarettenendose als Geburtstagsgeschenk. Aber schon hat der Ferencz das neue Etui bemerkt — in unserem engen Klüngel wird ja auch die kleinste Kleinigkeit zum Ereignis.

«Hallo, was ist das?» brummt er. «Ein neues Ausrüstungsstück!» Er nimmt mir die Zigarettenendose einfach aus der Hand (was kann ich dagegen tun?), bestastet, beschaut und wiegt sie schließlich auf der Handfläche. «Du, mir scheint», wendet er sich hinüber zum Regimentsarzt, «die ist sogar echt. Geh, schau dir die einmal gut an — dein würdiger Erzeuger soll ja mit derlei handeln, da wirst ich doch auch einigermaßen auskennen.»

Der Regimentsarzt Goldbaum, wirklich Sohn eines Goldschmieds in Drohobycz, stülpt den Zwicker auf die etwas dicke Nase, nimmt die Tabatiere, wiegt sie, beschaut sie von allen Seiten und klopft sie geschult mit dem Knöchel ab.

«Echt», diagnostiziert er endlich. «Echtes Gold, panziert und verdammtd schwer. Damit kommt man dem ganzen Regiment die Zähne plombieren. Preislage etwa siebenhundert bis acht hundert Kronen.»

Nach diesem Verdikt, das mich selber überrascht (ich hatte sie wirklich nur für vergoldet gehalten), gibt er die Dose an Jozsi weiter, der sie schon viel ehrfurchtiger anfaßt als die beiden andern (ach, was für

Respekt wir armen Hunde doch vor allem Kostbaren!) Er beschaut, bespiegelt, bestastet sie, klappt sie schließlich am Rubin auf und stutzt:

«Hallo — eine Inschrift! Hört, hört! Unserem lieben Kameraden Anton Hofmiller zum Geburtstag. Ilona, Edith.»

Alle drei starren mich jetzt an. «Donnerwetter», schnauft schließlich Ferencz, «du suchst dir aber deine Kameraden neuestens gut aus! Alle Hochachtung! Von mir hättest höchstens eine tombakene Zündholzdose statt so was bekommen.»

Ein Krampf sitzt mir in der Kehle. Morgen weiß prompt das ganze Regiment die peinliche Neuigkeit von der goldenen Zigarettenendose, die ich von den Kekesfalva zum Präsidenten gekriegt habe, und kennt die Inschrift auswendig. «Zeig sie mal her, deine noble Dose», wird der Ferencz bei der Offiziersmesse sagen, um mit mir zu protzen, und gehorsamst werde ich sie dem Herrn Rittmeister gehorsamst werde ich sie dem Herrn Rittmeister gehorsamst werde ich sie dem Herrn Major gehorsamst vielleicht sogar dem Herrn Oberst vorweisen müssen. Alle werden sie in der Hand wiegen, abschätzen, die Inschrift ironisch anschmunzeln, und dann kommt unvermeidlich das Gefrage und Gewitzel, und ich darf angesichts der Vorgesetzten nicht unhöflich werden.

In meiner Verlegenheit, rasch dem Gespräch ein Ende zu machen, frage ich: «Na — habt's noch Lust auf einen Tarock?»

Doch schon ist mit bescheidenem Drängen der Markeur Eugen herangetreten: Polizeistunde! Wir gehen — der Regen hat nachgelassen — zusammen bis zur Kaserne und schütteln dort einander zum Abschied die Hand. Ferencz klopft mir auf die Schulter. «Brav, daß du wieder einmal gekommen bist», und ich spüre, er meint es von Herzen.

Sie haben es wahrhaftig nicht böse gemeint, die braven Jungen — aber doch, mit ihrem tölpelischen Staunen und Räumen haben sie etwas unwiderbringlich in mir zerstört: meine Sicherheit. Denn bisher hatte meine sonderbare Beziehung zu den Kekesfalva mein Selbstgefühl in einer wunderbaren Weise gesteigert. Ich hatte zum erstenmal in meinem Leben mich als der Gebende, als der Helfende gefühlt; nun wurde ich gewahr, wie die andern diese Beziehung sahen, oder vielmehr, wie man sie von außen in Unkenntnis all der geheimen Zusammenhänge unvermeidlich sehen mußte. Für sie blieb es ausgemacht, daß ich mich einzig deshalb einnistete in dieses üppige, gastliche Haus, um mich reichen Leuten anzubiedern, eine Nachtmahl zu sparen und mir Geschenke zu holen. Was mich eigentlich verdrießt, ist, daß ich selber an mir irre zu werden beginne. Führe ich mich denn nicht wirklich wie ein Schmarotzer auf? Darf ich als Offizier, als erwachsener Mensch mich Abend für Abend freihalten und hoheren lassen? Die goldene Tabatiere zum Beispiel, die hätte ich keinesfalls annehmen dürfen und ebenso wenig den seidenen Schal, den sie mir jüngst umhängten, als es draußen so stürmte. Und um Gottes willen, das muß ich morgen gleich Kekesfalva ausreden, das mit dem Reitpferd! Jetzt fällt's mir erst ein, daß er vor gestern etwas gemurmelt hat, mein brauner Wallach (den ich natürlich auf Abzähle) halte nicht gut Form, und damit hat er schließlich recht. Aber daß er mir aus seinem Gestüt einen Dreijährigen leihen will, einen famosen Renner, mit dem ich Ehre einlegen könne, das paßt mir nicht. Ja, «leihen» — ich verstehe schon, was das bei ihm heißt! So wie er Ilona eine Mitgift versprochen hat, nur damit sie bei dem armen Kind als Pflegerin durchhält, will er mich kaufen, mich bar bezahlen für mein Mitleid, für meine Späße, meine Gesellschaft!

Unsinn, sage ich mir dann wieder und erinnere mich, wie erschüttert der alte Mann meinen Aermel gestreichelt, wie jedesmal sein Gesicht hell wird, kaum daß ich zur Tür hereintrete.

Aber was hilft alles Sichzureden und Sichafrichten, wenn einmal das innere Gleichgewicht ins Schwanken gekommen ist! Als erste Maßnahme beschließe ich, in Hinkunft immer Pausen in meinen Visiten einzuschalten und gleich morgen den üblichen Nachmittagsbesuch bei den Kekesfalva zu unterlassen.

Ich bleibe also am nächsten Tage aus. Gleich nach Beendigung des Dienstes bummle ich mit Ferencz und Jozsi hinüber ins Kaffee, wir lesen die Zeitung und beginnen dann den unvermeidlichen Tarock. Aber ich spiele verdammt schlecht, denn gerade mir gegenüber ist in der getäfelten Wand eine runde Uhr eingelassen: vier Uhr zwanzig, vier Uhr dreißig, vier Uhr vierzig, vier Uhr fünfzig, und statt die Tarocke richtig mitzuzählen, zähle ich die Zeit. Halb fünf, da rücke ich gewöhnlich an zum Tee, alles steht gedeckt und bereit, und wenn ich mich einmal um eine Viertelstunde verspätet, so sagen und fragen sie schon: «Was war denn heute los?» So selbstverständlich ist mein pünktliches Kommen bereits geworden, daß sie damit unbedingt rechnen; wahrscheinlich blicken sie jetzt genau so unruhig wie ich selbst auf die Uhr und warten und warten. Ob sich's nicht doch gehören würde, daß ich wenigstens hinaustelefoniere, um abzusagen? Oder vielleicht noch besser, ich schick meinen Burschen: . . .

«Aber Toni, das ist doch ein Skandal, was du heut zusamm'patzt. Paß doch anständig auf», ärgert sich der

(Fortsetzung Seite 1282)



Als Maria Waser noch das «Runkeli» war, das in Herzogenbuchsee Wald und Feld durchstreifte und mit ihrem Vater, dem Arzte Walter Krebs, oben auf dem Haudach die Sternbilder betrachtete. Maria Waser dans sa jeunesse.

Maria Waser, die, sechzigjährig, auf eine reiche Ernte zurückblickt.

La femme-auteur zurichoise Maria Waser, dont fêtera le 15 octobre, le 60me anniversaire.

Maria Waser

Unsere vielgelesene, im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannte Schriftstellerin Maria Waser feiert am 15. Oktober ihren sechzigsten Geburtstag. Elf Werke sehr verschiedener Art hat sie herausgegeben. Maria Waser's meistgelesenes Buch «Das Leben der Anna Waser» ist ihr erstes Werk. Dieser historische Roman, der das Schicksal der jungverstorbene Zürcher Malerin erzählt, erreichte bis heute 37 Auflagen. Den Höhepunkt ihres Schaffens aber bildet das tiefe Erkenntnisbuch: «Begegnung am Abend», worin die Dichterin Lehre und Weltanschauung Monakows zusammenfassen und zu deuten versucht. — Eine eingen geprägte Sprache, eine weitumfassende Bildung, seltenes Kunsterverständnis und eine abhängige Tiefe der Empfindung stemmen Maria Waser zu einer Dichterin edelster Art. Das Kostbarste aber ist ihre warme Menschlichkeit, der Adel ihrer Ge

Freddy Ammann-Meuring



Der Freuler-Palast in Nafels

Aufruf für seine Erhaltung

Zur geistigen Landesverteidigung der Schweiz gehören nicht nur Bewahrung, Entwicklung und Pflege der geistigen Werte, die in Bild, Wort und Schrift als unvergängliches kulturelles Erbe auf uns gekommen sind, sondern auch die Erhaltung hoher Kunstdenkmäler, welche, von der Kultur vergangener Jahrhunderte geweiht, die Namen verdienter Schweizer Kunden, als bereite Zeugen ihres Lebens, Wesens und ihrer Großtaten: Denkmale der Liebe, Treue, Hingabe und Aufopferung, zu. Zu diesen Kunstdenkmälern gehört der vor der Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene **Freuler-Palast in Nafels**, der – ein vornehmes Dokument der Hochrenaissance, wie es die Eidgenossenschaft kaum zum andern Male besitzt – von dem schlachtenberühmten Obersten der französischen Schweizergarde Kaspar Freuler erbaut wurde. Kaspar Freuler fasste den stolzen Plan, als ihn der König von Frankreich, der krankende Ludwig XIII., im Februar 1637 in Anerkennung seiner großen Verdienste – er hatte anhin in 24 ruhmvollen Jahren mit der heldenmütigen Schweizergarde in 15 Schlachten und Belagerungen siegreich gefochten oder die Entscheidung gebracht – mit Wappen und Siegel in den Adelsstand erhob, unter Verleihung eines solbaren Schwertes zum Ritter schlug und ihn bei dieser feierlichen Handlung vor versammeltem Hofe fehlgelaunt in Aussicht stellte, auf einer geplanten Königsfahrt nach Bern und andern eidgenössischen Orten, ihn in Nafels (Glarus) besuchen zu wollen. Der schwache König, der völlig in den Händen Richelieu war, wußte gar nicht, ob er je sein Versprechen würde einlösen können, allein Freuler nahm das Wort als sichere Verheißung und baute für den Empfang des Königs einen herrlichen Palast, zu. Der von einem, wahrscheinlich aus dem Allgäu stammenden Baumeister, nach italienischen Vorbildern entworfene Palast, der durch einen Ulmer Kunstschnitzer und Intarsisten, durch Comasker Stoffateure und durch die Winterthurer Meister Pfau und Bremmwald im Innern kunstgeweblich kostbar geschnitten wurde, entstand innerhalb eines Dezenniums. Anno 1646 ließ Kaspar Freuler über dem mit den Wappen seiner drei Frauen und seinem Adelswappen gezierten Portale die Inschrift in Marmor meißen:

Caspar von Freuler

Obrist über Ihre Königliche Majestät
zu Frankreich und Novarra
Hofregiment von 4000 Eid- und Bundesgenossen
dero Ritter 1646

Er hatte sein eigenes großes Vermögen durch die Mitgaben seiner drei reichen Frauen ansehnlich vermehrt, dazu selbst Reichtümer in Kriegsdiensten erworben, schließlich das beträchtliche Erbe seines Großvaters Gallati, des berühmten Schöpfers der französischen Schweizergarde, angetreten, so daß er, als einer der reichsten Männer seiner Zeit, soweit einen König von Frankreich würdig empfangen und behausen konnte. Carl Friedrich Wiegand hat uns in seinem starken Roman „Das Opfer des Kaspar Freuler“ die Entstehung des prunkvollen Palastes höchst anschaulich und das Leben und die ewige Wartezeit Freulers geschildert, als eine fortgesetzte Aufopferung, die schließlich tragisch endete, weil Ludwig XIII. und die Königin Anna niemals in Nafels erschienen, so daß der schwundende Lebenstag eines tapflos Tötigen, der sich in der Mühsal des Harrens verzehrt hatte, in Enttäuschung erlosch. Zu. Das Geschlecht Freulers, dessen Vorfahren schon bei Marignan und St. Jakob gefochten hatten, dessen Nachkommen bei fremden Hosen und Herren in hohem Ansehen standen und in Frankreich, Neapel und Spanien dienten, stellte dem Stände Glarus einen hervorragenden Landammann und Panneherren, der Eidgenossenschaft den Helden von Rotenturm, Alois Reding, und den unerschrockenen General Bachmann. Zu. Das ruhmreiche Geschlecht starb im Jahre 1848 ganzlich aus. Vorher, in den dreißiger Jahren, war der Palast in den Besitz der Gemeinde Nafels übergegangen, die im Laufe der Jahrzehnte das Großhaus als Gemeindebüro, Gefängnis, Asyl für Alte und Schwachsinnige nutzte und ein kleines Museum darin unterbrachte. Zu. Zwar hatte man, um die Herrlichkeiten des Palastes nicht untergehen zu lassen, bereits vor einem Menschenalter, unter Führung des Kunsthistorikers Prof. Rudolf Rahm, Zürich, drei Räume, das Prunkzimmer, den Empfangssalon und den Bankettsaal mit der Hauskapelle, renovieren lassen, allein diese Aufreischung war nur von vorübergehendem Bestand. Zu. Der Palast ist heute in allen Teilen stark verwittert, in seinen Räumlichkeiten verwohnt. In den Quartieren des Asyls hat man gar die wertvollen Intarsien mit Öl auf überstrichen, die großen Zimmer aufgeteilt und bauliche Veränderungen immer und ausser vorgenommen. Der Garten des Palastes liegt verrodet, die Umfassungen sind gefallen, Stallungen und Remisen besetzt, unschöne Bauten sind auf ihrem Grunde erstellt worden. Zu. Um den Renaissance-Palast vor gänzlichem Verfall und volligem Untergang zu retten, mußten zuallererst die Bewohner des Asyls, die in ihm behaust waren, andertwärts in einer guten Unterkunft aufgehoben werden. Nachdem dies geschehen, gilt es nun eine Renovation des Palastes an Haupt und Gliedern durchzuführen, um ihn später einer würdigen Zweckbestimmung dienstbar machen zu können. Zu. Die Kosten der Renovation sind so groß, daß sie der Kanton Glarus nicht allein zu tragen vermag. Regierung, Landrat, Landgemeinde, sowie eine große Zahl namhafter Persönlichkeiten und Vereine von Glarus sind für das schöne Werk eingetreten. Zu. Aufgabe dieser Zeilen ist es, für die Erhaltung des Freuler-Palastes, für ein historisches Bauwerk von hohem Kulturwert, Sympathien in der ganzen Schweiz zu werben, bei Behörden und Körperschaften und den ungezählten Einzelnen, denen die Bewahrung unserer Kultur am Herzen liegt.

Für den Kanton Glarus:
Der Landammann
Dr. Rudolf Gallati

Namens des Stiftungsrates für die
Erhaltung des Freuler-Palastes:
Der Präsident
J. Müller Landessatthalter

Zwecks Finanzierung der Renovation des Freuler-Palastes in Nafels hat der Stiftungsrat für die Erhaltung des Freuler-Palastes seinerzeit beschlossen, eine II. Lotterie durchzuführen. Diese Lotterie war nur im Kanton Glarus zugelassen und konnte daher bis heute noch nicht zu Ende geführt werden. Infolge Beitritt des Kantons Glarus zur Interkantonalen Lotterie-Genossenschaft hat nunmehr die Landesausstellungs- und Interkantionale Lotterie den Vertrieb der Lose dieser II. Freuler-Palast-Lotterie übernommen.

Lospreis Fr. 10., bzw. Fr. 1. – Barverkauf der Lose zu Fr. 1. – durch die mit dem Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen, Filialen der Orell Füssli-Annosten A.G. und Publicitas A.G., sowie durch das offizielle Lotterie-Büro der Landesausstellungs- und Interkantonalen Lotterie, Löwenstrasse 2, Zürich, Telefon 5.86.32.

ZIEHUNG DER II. FREULER-PALAST-LOTTERIE

AM 7. JANUAR 1939

Jozsi und sieht mich ganz fuchtig an. Meine Zerstreutheit hat ihn ein Rekontra gekostet. Ich raffe mich zusammen.

«Sag, kann ich mit dir Platz tauschen?»

«Natürlich, aber warum denn?»

«Ich weiß nicht», lüge ich, «ich glaube, der Lärm in der Bude hier macht mich so nervös.» In Wirklichkeit ist es die Uhr, die ich nicht ansehen will, und ihr unerträgliches Vorrücken Minute um Minute.

Aber kreuzteufel, fahre ich mich selber an, ich bin doch nicht verpflichtet, täglich die halbe Stunde weit hinauszustiefeln. Nur kein Präjudiz schaffen, Gewohnheit verpflichtet, und ich will mich nicht festlegen. So versetze ich in meinem dummsten Trotz dreieinhalb Stunden bis halb acht im Kaffeehaus, nur um mir einzureden und zu beweisen, daß ich vollkommen frei bin, zu kommen und zu gehen, wann ich will, und daß mir das gute Essen und die noblen Zigarren total gleichgültig sind.

Um halb acht Uhr machen wir uns zusammen auf. Ferencz hat einen kleinen Bummel über den Korso vorgeschlagen. Aber kaum, daß ich hinter den beiden Freunden aus dem Kaffeehaus trete, streift mich ein bekannter Blick im raschen Vorübergehen an. Ist das nicht Ilona gewesen? Natürlich — selbst wenn ich das weinrosa Kleid und den breiten bebänderten Panamahut nicht gerade vorgestern bewundert hätte, würde ich sie von rückwärts erkannt haben an dem weichen, wiegenden Hüftgang. Aber wohin eilt sie denn so hitzig? Das ist doch kein Promenierschritt, sondern eher Sturmlauf — jedenfalls dem hübschen Vogel nach, so geschwind er auch flattern mag!

«Pardon», empfiehle ich mich etwas brusk von meinen verblüfften Kameraden und eile dem schon über die Straße wendenden Roch nach. Denn wirklich, ich freue mich unbändig über den Zufall, die Kekesfalvanichte in meiner Welt zu erwischen.

«Ilona, Ilona, stopp, stopp!» rufe ich ihr nach, die merkwürdig rasch geht; schließlich bleibt sie doch stehen, ohne dann im geringsten überrascht zu tun. Natürlich hat sie mich bei dem Vorüberstreifen schon bemerkt.

«Das ist famos, Ilona, daß ich Sie einmal in der Stadt erwische. Das hab' ich mir schon lang gewünscht, einmal mit Ihnen spazierengehen in unserer Residenz. Oder wollen wir lieber noch auf einen Sprung hinein in die wohlbekannte Konditorei?»

«Nein, nein», murmelt sie etwas verlegen. «Ich habe Eile, man erwartet mich zu Hause.»

«Nun, dann wird man eben fünf Minuten länger warten. Im ärgsten Fall, nur damit man Sie nicht ins Winkerl

stellt, gebe ich Ihnen sogar einen Entschuldigungsbrief mit. Kommen Sie und blicken Sie nicht so bitter streng.»

Am liebsten würde ich sie unter dem Arm fassen. Denn ich freue mich ehrlich, gerade ihr, der Hübschen, der Repräsentablen, in meiner andern Welt zu begegnen. Aber Ilona bleibt nervös.

«Nein, ich muß wirklich nach Hause», sagt sie hastig, «dort drüben wartet schon das Auto.» Und in der Tat, vom Rathausplatz her grüßt bereits respektvoll der Chauffeur.

«Aber wenigstens zum Auto darf ich Sie doch begleiten?»

«Natürlich», murmelt sie merkwürdig fahrig. «Natürlich ... übrigens ... warum sind Sie denn heute nachmittag nicht gekommen?»

«Heute nachmittag?» frage ich, mit Absicht langsam, als ob ich mich erinnern müßte. «Heute nachmittag? Ach ja, das war eine dumme Geschichte heute nachmittag. Der Oberst wollte sich ein neues Pferd kaufen und da mußten wir alle mitgehen, es anschauen und zureiten.» (In Wirklichkeit war das vor einem Monat geschehen. Ich lüge wirklich schlecht.)

Si zögert und will etwas erwideren. Aber warum zerrt sie am Handschuh, warum wippt sie so nervös mit dem Fuß? Dann sagt sie plötzlich hastig: «Wollen Sie nicht wenigstens jetzt mit mir hinaus zum Abendessen?»

Durchhalten, sage ich mir innerlich rasch. Nicht nachgeben! Wenigstens einmal einen einzigen Tag! So seufze ich bedauernd. «Wie schade, ich käme ja furchtbar gerne. Aber der heutige Tag ist schon ganz verkackt, wir haben abends eine gesellige Veranstaltung, und da darf ich nicht fehlen.»

Si sieht mich scharf an — merkwürdig, daß sich jetzt dieselbe ungeduldige Falte zwischen ihre Brauen spannt wie bei Edith — und sagt kein Wort, ich weiß nicht, ob aus bewußter Unhöflichkeit oder Geniericht. Der Chauffeur öffnet ihr die Tür, sie schlägt sie krachend zu und fragt durch die Scheibe: «Aber morgen kommen Sie?»

«Ja, morgen bestimmt.» Und schon fährt das Auto los. Ich bin nicht sehr zufrieden mit mir.

Obwohl ich Ilona zugesagt hatte, am nächsten Nachmittag zur gewohnten Stunde zu kommen, meldet sie vorsichtigerweise meinen Besuch noch vorher telefonisch an. Besser strenge Formen einhalten, Formen sind Sicherungen. Ich will benutzen, daß ich niemandem unerwünscht ins Haus falle, ich will von nun an jedesmal anfragen, ob mein Besuch erwartet und gern erwartet ist. Das allerdings brauche ich diesmal nicht zu zweifeln, denn der Diener wartet bereits vor der geöffneten Tür, und gleich beim Eintreten vertraut er mir mit dringlicher Beflissenheit an: «Das gnädige Fräulein sind auf der Turmterrasse und lassen Herrn Leutnant bitten, gleich hinaufzukommen.» Und er fügt hinzu: «Ich glaube, Herr Leutnant sind noch niemals oben gewesen. Herr Leutnant werden staunen, wie schön es dort ist.»

Er hat recht, der wackere alte Josef. Ich hatte wirklich noch nie jene Turmterrasse betreten, wiewohl dies merkwürdige und etwas abstruse Gebäude mich oft interessiert hatte. Ursprünglich hatte dieser wuchtige vierkantige Turm durch Jahre hindurch leer gestanden und als Speicher gedient; während ihrer Kindheit war Edith zum Schrecken ihrer Eltern oftmals auf den ziemlich defekten Leitern emporgeklettert bis in den Dachraum, wo zwischen altem Gerümpel Fledermäuse schlaftrunken schwirrten und bei jedem Schritt über die alten vermorschten Balken Staub und Moder in dicker Wolke aufquoll. Aber das phantastisch veranlagte Kind hatte dieses unnütze Gemach, das von den verschmutzten Fenstern unbeschränkten Blick in die Ferne gab, gerade wegen seiner geheimnisvoll nutzlosen Art besonders gern als Spielwelt und Versteck gewählt; und als dann das Unglück kam und sie nicht mehr hoffen durfte, jemals wieder mit ihren damals noch völlig unbeweglichen Beinen jene hochgelegenen romantischen Rumpelkammern zu erklimmen, fühlte sie sich wie beraubt; oft beobachtete der Vater, wie sie mit bitterem Blick hinaufsaß zu diesem geliebten und plötzlich verlorenen Paradies ihrer Kinderjahre.

Um sie zu überraschen, nützte nun Kekesfalva die drei Monate, die Edith in einem deutschen Sanatorium verbrachte, um einen Wiener Architekten zu beauftragen, den alten Turm umzubauen und oben eine bequeme Aussichtsterrasse anzulegen; als Edith im Herbst nach kaum merkbarer Besserung ihres Zustandes zurückgebracht wurde, war der aufgestockte Turm bereits mit einem Lift versehen, breit wie der eines Sanatoriums, und der Kranken damit Gelegenheit gegeben, zu jeder Stunde im Rollstuhl zu dem geliebten Ausblick hinaufzufahren; die Welt ihrer Kindheit war ihr damit unvermutet zurückgewonnen.

Von diesem ihrem eigensten Aussichtsturm aus konnte sie mit Ferngläsern die weite tellerflache Landschaft überschauen, alles was im Umkreis geschah, Saat und Mahd, Geschäft und Geselligkeit. Nach langer Abgeschiedenheit wieder mit der Welt verbunden, blickte sie stundenlang von dieser Warte auf das muntere Spielzeug der Eisenbahn, die mit ihrem kleinen Rauchkringel die Landschaft durchquerte, kein Wagen auf der Chaussee entging ihrer müßigen Neugier, und



Hautmüdigkeit stand ihr vor dem Glück.....

Sie wurde davon befreit - und heiratete
den Mann ihrer Träume.



LUX TOILETTE-SEIFE besiegt Hautmüdigkeit, jenes durch die Einflüsse von Witterung und Beruf bedingte Schlaffwerden der Haut. Der milde LUX-Schaum reinigt und belebt den Teint und erhält ihn jugendfrisch. Erst warm mit Seife waschen, dann kalt spülen.

50
CTS.



LUX TOILETTE-SEIFE

LTS 116-098 SC

wie ich später erfuhr, hatte sie auch viele unserer Ausritte, Übungen und Paraden mit ihrem Teleskop begleitet.

Der Diener wollte mich mit dem eingebauten Lift hinaufführen; man sah ihm den Stolz an, daß dieses kostspielige Vehikel ihm zu alleiniger Führung anvertraut war. Aber ich lehnte ab, sobald er mir berichtete, daß außerdem noch eine kleine, von seitlichen Loggiendurchbrüchen in jedem Stockwerk erhellte Wendeltreppe zur Dachterrasse emporföhre; ich malte mir gleich aus, wie anziehend es sein müßte, von Treppenabsatz zu Treppenabsatz die Landschaft sich immer weiter ins Ferner aufzuladen zu sehen; tatsächlich bot jede dieser schmalen unverglasten Luken ein neues bezauberndes Bild. Über dem sommerlichen Lande lag wie ein goldenes Gespinst ein windstiller, durchsichtig heißer Tag. Als ich die etwa neunzig Stufen emporgestiegen war, umfaßte der Blick gesägt die ganze Runde des ungarischen Flachlands bis an den leicht dunstigen Horizont, wo in der Ferne ein erhobener Streifen blauete, vielleicht die Karpaten, und zur Linken leuchtete zierlich zusammengedrängt unser Städtchen mit seinem zweibligen Turm.

Zunächst entdeckte ich Edith überhaupt nicht; der weiche Strohfauteuil, in dem sie ruhte, wandte mir nur die breite Rücklehne zu, die wie eine bunte wölbige Muschel ihren schmalen Körper völlig verdeckte. Nur an dem danebenstehenden Tisch mit Büchern und dem offenen Grammophon gewahrte ich ihre Gegenwart. Ich zögerte, von rückwärts gegen sie vorzutreten; das konnte die Ruhende oder Träumende vielleicht erschrecken. So wanderte ich das Vierck der Terrasse entlang, um ihr lieber Auge in Auge entgegenzukommen. Aber da ich behutsam nach vorne schleiche, merke ich, daß sie schlaf. Man hat den schmalen Körper sorgfältig eingebettet, eine weiche Decke um die Füße geschlagen, und auf einem weißen Kissen ruht, ein wenig

zur Seite geneigt, das ovale, von rötlichblondem Haar umrahmte Kindergesicht, dem die schon sinkende Sonne einen bernstein-goldenen Schein von Gesundheit gibt.

Unwillkürlich bleibe ich stehen und nutze dies zögernde Warten, um die Schlafende wie ein Bild zu betrachten. Denn eigentlich habe ich bei unserem oftmaligen Beisammensein noch nie wirklich Gelegenheit gehabt, sie geradewegs anzuschauen, denn wie alle Empfindlichen und Ueberempfindlichen leistet sie einen unbewußten Widerstand, sich betrachten zu lassen. Nun erst, da sie mit geschlossenen Augen liegt, widerstandslos und reglos, kann ich (und ich habe das Gefühl eines Ungehörigen, eines Diebstahls dabei) das ein wenig eckige und gleichsam noch unfertige Antlitz betrachten, in dem sich Kindliches mit Fraulichem und Kränklichem auf die anziehendste Weise mischt. Die Lippen, leicht wie die eines Dürstenden aufgetan, atmen sacht, aber schon diese winzige Anstrengung hügelt und hebt ihre karge Brust, und wie erschöpft davon, wie ausgeblutet lehnt das blasse Gesicht, eingebettet in das rötliche Haar, in den Kissen. Ich trete vorsichtig näher. Die Schatten unter den Augen, die blauen Adern an den Schläfen, der rötliche Durchschein der Nasenflügel verraten, mit wie dünner und farbloser Hülle die alabasterblasse Haut dem äußeren Andrang wehrt. Wie empfindlich muß man sein, denke ich mir, wenn so nah, so unbeschützt die Nerven unter der Oberfläche pochen, wie unermäßlich leiden mit solch einem flammleichten elfischen Leibe, der wie zum leichten Lauf geschaffen scheint, zu Tanz und Schweben, und dabei grausam der harten schweren Erde verketter bleibt! Ein Bedürfnis nach Zärtlichkeit, das sich bei mir dem Mitleid unwillkürlich beimengt, wenn ich an sie denke oder sie betrachte, drängt mich näher heran. Aber nicht diesen Schlaf stören, der sie weghält von sich selbst,

von ihrer ahnungsvollen Wirklichkeit! Gerade dies ist ja so wunderbar, Kranken während ihres Schlafes innig nahe zu sein, wenn alle Angstgedanken in ihnen gefangen sind, wenn sie so restlos an ihr Gebrest vergessen, daß sich manchmal auf ihren halboffenen Lippen ein Lächeln niederläßt wie ein Schmetterling auf ein schwaches Blatt, ein fremdes, gar nicht ihnen selbst gehöriges Lächeln, das auch sofort wegschrickt beim ersten Erwachen. Das Ergreifendste aber für mich sind die Hände, die über der Decke verkreuzt liegen, matt durchdärete, langgestreckte Hände mit zerbrechlich schmalen Gelenken und spitz zugeformten, etwas bläulichen Nägeln — zarte, ausgebüttete, machtlose Hände, gerade vielleicht noch stark genug, kleine Tiere zu streicheln, Tauben und Kaninchen, aber zu schwach, etwas festzuhalten, etwas zu fassen. Gegen meinen Willen muß mein Blick nun auch auf die Decke hinastarren, die zottig und schwer, viel zu schwer für dies vogelähnliche Wesen, auf ihren spitzen Känen lastet. Unter dieser undurchsichtigen Hülle liegen tot — ich weiß nicht, ob zerschmettert, gelähmt oder bloß geschwächte, ich habe nie den Mut gehabt, zu fragen — die ohnmächtigen Beine in jene stärkeren oder lederne Maschinerie gespannt.

Unwillkürlich schaue ich zusammen bei dem Gedanken, und so stark rinnt und rieselt der Riß bis zu den Sohlen, daß die Sporen klingeln aufzittern. Es kann nur ein ganz minimales, ein kaum hörbares Geräusch gewesen sein, dies silberne Klimmen und Klingeln, aber es scheint den dünnen Schlaf durchdringen zu haben. Noch öffnet die beunruhigt Aufatmende nicht die Lider, aber die Hände beginnen bereits aufzuwachen: lose falten sie sich auseinander, dehnen sich, spannen sich; es ist, als ob die Dinger im Aufwachen gähnten. Dann blinzeln versuchsvoll die Lider und befremdet tasten die Augen um sich.

(Fortsetzung folgt)



„Fabelhaft, wie das klappi!“
„Ja, das liegt am exakten Kommando.“



„Eine beneidenswerte Stimme hat der Turnlehrer. Meine Kehle ist nach dem Unterricht wie ein heißgelaufenes Rad.“



„So ging es mir früher auch. Aber seit mir der Turnlehrer sein Mittel gesagt hat, ist meine Stimme klar und kräftig: Gaba-Tabletten, hier, bitte!“



Gaba überzieht die zarte Schleimhaut des Halses mit einer reizmildenden, schützenden Schicht.
Gaba für Redner, Raucher und Sänger.

Zwickly-
NÄHSEIDE

Unübertroffen!

Sie befinden sich an einer Konferenz und müssen Kollegen oder Vorgesetzten einen Rapport oder einen Geschäftsbericht mitteilen. Das Lutteurs-Stabile-Hemd gibt Ihnen ein sicheres Auftreten. Sie fühlen sich korrekt gekleidet und werden mit Sicherheit und Bestimmtheit Ihren Bericht vorlesen.

Lutteurs-STABILE-HEMD

Bezugsquellen-Nachweis: AG Fehlmann Söhne, Schottland

OPAL

Der Jubiläums-Stumpen

75 JAHRE ARBEIT UND ERFAHRUNG 1862/1937